

»Friede ernährt, Unfriede verzehrt«

Ulrike Müller

Vortrag der evangelischen Theologin Ulrike Müller, gehalten im Rahmen der »Hebeltrunk«-Veranstaltung im Palais Hirsch am Samstag, den 27.9.2014, nach vorangegangener Kranzniederlegung am Hebelgrab mit Gedenkworten.

Die beiden Veranstaltungen »Hebelgedenken« und »Hebeltrunk« sind seit der Gründung der Badischen Heimat in Schwetzingen anfangs der 1920er Jahre fester Bestandteil der örtlichen Veranstaltungen. Seit Wiedergründung des Vereins 1979 finden sie alle zwei Jahre am Hebelgrab und im Palais Hirsch in Schwetzingen statt, verbunden mit einer Ehrung von (ehemaligen) Schülern und Schülerinnen der örtlichen Schulen für außergewöhnliches soziales Engagement. Zeitlich ist die Veranstaltung um den Todestag von Johann Peter Hebel angesiedelt, der am 22. September 1826 in Schwetzingen verstarb.

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Hebelfreunde,

geht es Ihnen nicht auch so: Sie halten manchmal ein Buch von Hebel in der Hand, sein Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes oder gar eine Gesamtausgabe; sie blättern darin, sie bleiben immer wieder hängen bei den bekannten Kalendergeschichten, beim seltsamen Spazierritt, beim Kannitverstan, bei den alemannischen Gedichten vom Spinnlein, vom Kirschbaum ...

Dabei beschäftigt sich Hebel besonders als Kalendermacher mit allem, was zur Information und Unterhaltung beitragen kann: mit dem Vermischten, mit Feuilleton und

Rätselspielen, mit geologischen und astronomischen Betrachtungen, mit Lebensberatung, Horoskop; aber auch mit Katastrophen, Unglücksfällen und Gerichtssachen, und nicht zuletzt mit Nachrichten aus Politik und Wirtschaft, der kleinen und der großen Welt.



Die Hebelfeier 1966 am Grab in Schwetzingen



Oberbürgermeister von Schwetzingen René Pörtl und Bürgermeister von Hausen Martin Bühler an Hebels Grab bei der Hebelfeier zum 188. Todestag

Kein Wunder, war doch seine Lebenszeit geprägt von gewaltigen gesellschaftlichen Umbrüchen, von Krieg und Völkerschlachten, Friedensschlüssen und territorialer Neuordnung; von Befreiung und Restauration – nicht nur auf dem Wiener Kongress. Sein Vater hatte vor der Eheschließung als Offiziersbur-sche auch Waffendienste zu leisten, etwa im österreichischen Erbfolgekrieg 1740–1748. Johann Peter Hebels Geburtsjahr 1760 fällt mitten in den 7-jährigen Krieg (1756–1763). Als Hebel 29 Jahre alt war, wurde das Nachbarland Frankreich durch die Französische Revolution um und um gedreht. Als Hebel 52 Jahre alt war, startete Napoleon seinen Russlandfeldzug.

Viele Zeitgenossen Hebels standen diesen Entwicklungen ratlos und fragend gegenüber und ich möchte heute aus diesem zwiespältigen Zusammenhang vier weniger bekannte Berichte und Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel vorlesen und ansatzweise fragen, wie er diese Geschehnisse einordnet und versteht. Der erste Text ist ein Kalenderbeitrag aus dem Jahr 1814.

Der Brand von Moskau

Als im Jahre 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Russland ausbrach, standen in Europa die Verhältnisse so: Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus Österreich mit einem Hilfscorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Russland war allein der Engländer, später auch der Winter. Neutral waren: der Däne, der Schwed, der Türk. – Spanien und Portugal hatten ihr Apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten, aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. September zog er als Sieger durch ihre Tore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder herausgetrieben.

So etwas ist nun geschwind gesagt: »Moskau ist verbrannt.« Aber der geneigte Leser wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen läßt. Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, bestand aus vier großen, aneinandergebau-

ten Städten. Die erste und innerste, der Kreml, welcher fest war und hernach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod, oder die weiße Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund russisch), um Bielgorod herum war gebaut Semla-noigorod.

Vier solche Städte aneinandergelagert wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch dreißig Vorstädte, in allem aber 20 000 Häuser und Paläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirtshäuser, und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort 400 000 Einwohner, und zwölf Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, soweit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen, als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flammen schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Theil derselben in Schutt und Asche, und wer seitdem vorüberging, sah nichts mehr als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röthe am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht, wenn in einem Umkreis von zwölf Stunden 20 000 Häuser theils in Flammen, theils in Gefahr stehen und soviel Kirchen und Schlösser auf einmal brennen, und 400 000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke,

Fürsten, Bettler, fliehen oder verbrennen müssen, und niemand retten, niemand mehr löschen kann. Alle Feuerspritzen waren weggeschafft mit Fleiß. Tagreisen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, hochschwängere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den Ihrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hilfe in Kindesnöten und gebar ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zusammengerafften Reisern ein ärmliches Mittagmahl und seufzte dazu: »Ach, wie unglücklich bin ich.« Eine andere mit ihrem armen Kindlein sah ihr zu und weinte, als ob sie sagen wollte: »Ach, wie glücklich bist du, dass du etwas zu kochen hast.« Wie viel umgekommen sind, will der Hausfreund nicht zählen.



Der Schwetzingener Hebelpreis

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch, als er schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mitten im Winter und in der fürchterlichsten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verlust zurückziehen musste, zuerst aus Russland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäck musste zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosaken preisgegeben werden. Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonett und Sturmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste, als eine Brust voll Heldenmut. Aber der letzte hat noch nicht geschossen.

Dieser 200 Jahre alte Bericht von Johann Peter Hebel steht dem, was uns an gegenwärtiger Berichterstattung zugemutet wird, in nichts



OB Pörtl und der Stellvertretende Vizepräsident der Badischen Heimat Volker Kronemayer verleihen den Hebelpreis an die sozial engagierten Schüler Emilia di Maria und Jan Kappenstein

nach. Der Autor nimmt zwar vorsichtig Partei für Napoleon, das könnte aber zum Teil der allgegenwärtigen Zensur geschuldet sein.

Er stellt fest, dass auch bei diesem Kriegszug wenigstens einmal die Gelegenheit bestanden hätte, innezuhalten und bedauert, dass es ausgeschlagen wurde, ein Wort des Friedens zu sprechen. Er fragt sich, wie kann man nur seine eigene Stadt anzünden, um die Eindringlinge buchstäblich vor verbrannte Erde zu stellen.

In seinen Schilderungen beklagt er schonungslos den unersetzlichen Verlust an Werten und Kulturgütern in dem betroffenen Land. Und ausführlich schildert er die Leiden der Zivilbevölkerung. Er stellt sich ganz auf die Seite der unschuldigen Opfer, der 400 000 Flüchtlinge. Und dann aber auch auf die Seite der Soldaten, die ins Leere gelaufen sind. Sie mussten sich mitten im russischen Winter schutzlos zurückziehen und sind fast alle umgekommen.

Was Hebel nicht ausdrücklich sagt, was aber alle Leser wissen, ist: Allein aus Baden sind 7000 Mann mit Napoleon aufgebrochen und nur 300 sollen zurückgekehrt sein.

Das steht so kurz nach der Katastrophe vielleicht noch nicht in allen Einzelschicksalen fest, ist viel zu heikel, aber viele Familien der Leser müssen ohnehin das Schlimmste befürchten.

Zweideutig klingt der abschließende Satz: Aber der letzte hat noch nicht geschossen. Es könnte heißen, dass Hebel am Friedenswillen jedes einzelnen zweifelt. Es könnte heißen: Was dieser Feldzug bei den Verfeindeten letztendlich

bewirkt, ist noch nicht festgestellt. Wer hat eigentlich das letzte Wort? Liegt das letzte Wort jetzt in den geplanten Verhandlungen in Wien oder liegt das letzte Wort bei einem ganz anderen?

In der zweiten Beispielgeschichte wird auf diese letzte Frage eingegangen. Sie bezieht sich auf ein Einzelschicksal: Diesmal geht es um die Aufarbeitung eines länger zurückliegenden Kriegsverbrechens, das ein Preuße auf eigene Faust an einer französischen Familie begangen hatte.

Der Husar in Neiße

Als vor achtzehn Jahren die Preussen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie auch nicht daran, dass sich das Blättlein wenden könnte, und dass der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch wettmachen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht.

Unter andern drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein bares Geld, so viel war, und viel Geldeswert, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Überzug und misshandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn kniend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wiedergeben. Der Husar stößt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dolman fest und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Sodbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er

seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neiße in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen.

Allein, was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein junger Sergeant wird abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Türe auf und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände ineinander gelegt und seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte oder so etwas, und sah nicht, dass jemand in der Stube ist. Die Frau aber ging leise auf ihn zu und fragte ihn: »Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid Ihr so traurig?« Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Tränen an und sagte, die Überzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles und sein Herz sei voll Tränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne und kannte die Überzüge noch, und die roten Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau und sagte, dass sie dieses Bettzeug von einem brau-



Die Hebefeier 1964 am Grab in Schwetzingen (alle Fotos: Andreas Moosbrugger, Schwetzingen)

nen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neißة lebe, und sie könne nichts dafür.

Da stand der Franzose auf und ließ sich in das Haus des Husaren führen und kannte ihn wieder. »Denkt Ihr noch daran«, sagte er zu dem Husaren, »wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte, und an meine Schwester?« Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Kriege nicht alles, wie es soll, und was der eine liegen lasse, hole doch ein anderer, und Lieber nimmt man's sel-

ber. Als er aber merkte, dass der Sergeant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und misshandelt hatte, und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Knie nieder und konnte nichts mehr herausbringen als: »Pardon!«, dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: »Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen«, und freut sich schon darauf. Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist und vor Schmerz fast brechen will, mag

der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch und sagte: »Dass du mich misshandelt hast, das verzeihe ich dir. Dass du meine Eltern misshandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Dass du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davongekommen, das verzeihe dir Gott!« – Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zuleide zu tun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zumut, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muss in der Fremde nichts tun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen. Merke: Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst.

In dieser Geschichte sehen wir die Erfahrung und Überzeugung Hebels, dass keine Partei ihr Kriegsglück aus eigener Kraft und auf Dauer sichern kann. Es ist mal auf der einen, mal auf der anderen Seite. Und besonders bedrückend ist, wenn zusätzliches Elend verursacht wird von raffgierigem und grausamen Handeln Einzelner.

Bei dem hier geschilderten Franzosen zeigt sich seine Religion noch als beherrschende Lebensmacht. Johann Peter Hebel konnte als lutherischer Theologe des späten 18. Jahrhunderts noch ein geschlossenes Weltbild vertreten, in dem die Providentia Dei die Vorhersehung des allmächtigen Gottes wirkt. Für

Hebel war von der Aufklärung her so viel klar: Gott hat die Welt vernünftig geordnet, und deshalb kann der Mensch in ihr zumindest zufrieden werden, wenn er vernünftig handelt.

Und als Lehrer wird Hebel oft mit seinen Schülern über die schon immer als schwer zu haltenden Friedensworte aus der Bergpredigt gesprochen haben oder über die Sätze aus dem Römerbrief: Vergeltet niemand Böses mit Bösem oder Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr. (Römer 12, 17 ff.).

In diesem Zusammenhang spielt auch eine Geschichte, die sich vor dem Hintergrund der Seeschlacht von Trafalgar von 1806 ereignete. Hier kämpfte Lord Nelson gegen die verbündete französisch-spanische Streitmacht um Gibraltar und die Vorherrschaft auf dem Meer. Ein kleiner unbedeutende Matrose erlebt hier:

Dankbarkeit

In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biss, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab und liess ein armes Tierlein das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff.

Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, dass er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Tierlein gebückt hätte, hob er es schonend von dem Boden auf und setzte es wieder auf den Kopf. »Weil du mir das Leben gerettet

hast«, sagte er; »aber lass dich nicht zum zweiten Mal attrapieren, denn ich kenne dich nimmer.«

Obwohl hier vordergründig kein biblischer Bezug sichtbar wird, kann so eine Geschichte weiterwirken und Gedanken des Friedens wachsen lassen. In einer Arbeitshilfe über Johann Peter Hebel für den Schulunterricht verweist Uwe Hauser auf folgenden Bezug: Jan Philipp Reemtsma, ein reicher Hamburger Industrieller, wurde 1996 entführt und längere Zeit in einem Kellerloch gefangen gehalten. Die Geschichte »Dankbarkeit« wurde ihm in dieser Zeit zur entscheidenden Hilfe, seine Gefangenschaft innerlich zu überleben.

Nachdem das Lösegeld für ihn gezahlt und er frei gekommen war, schrieb er seinen Bericht über seine Gefangenschaft. Er redet dabei von sich selbst in der dritten Person:

»Es war Grund zum Jubeln, nur war ihm nicht danach. [...] Aber er war dankbar. Wohin mit diesem Gefühl, wenn man keinen Gott zur Verfügung hat, bei dem man es lassen kann? Es waren Spinnen in seinem Keller, die dort der trockenen Luft wegen gut gediehen.

In all den Tagen hatte er sicher an die zwanzig von ihnen getötet, denn er mochte Spinnen nicht, jedenfalls dann nicht, wenn er sich vorstellte, das sie nachts auf ihm herumliefen.

Nachdem er die Nachricht gelesen hatte, war da wieder eine Spinne, die mitten über den Teppich taperte. Er dachte an die Geschichte aus Johann Peter Hebels »Hausfreund«, wo ein Matrose sich mitten in der Seeschlacht bückt, um sich ein Ungeziefer aus dem Haar zu streifen, und dadurch der tödlichen Kanonenkugel entgeht. Also tötete er die Spinne nicht. Auch keine andere mehr in diesen Tagen. Wenn man mich fragte, was ich »Blasphemie« nennen würde, wäre

meine Antwort: In diesem Keller eine Spinne töten.«

So viel zur friedensstiftenden Wirkung zum Vorteil einer Spinne im Jahr 1996 durch eine Kalendergeschichte aus dem Jahr 1814.

Dass sogar ein Hörfehler in einer eingefahrenen Situation Entspannung und Deeskalation bewirken kann, zeigt folgende kleine Skizze:

Missverständnis

Im neunziger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreisoldaten besetzt war, rief ein Franzose zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: »Filu! Filu!« Das heisst auf gut deutsch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meinte, der Franzose frage: Wieviel Uhr? und gab gutmütig zur Antwort: »Halber vieri.«

Die letzte Kalendergeschichte, die ich heute vorlesen möchte, spielt im zivilen Leben. Aber dort gelten dieselben Regel und Gegebenheiten wie unterwegs auf den Schauplätzen des Weltgeschehens.

Mit seinen Geschichten fängt Hebel die große Welt in der kleinen ein. In einem Jahresbericht über die Weltbegebenheiten schreibt er: »In der Welt sieht es kurios aus. Gestern so, heute anders, und wer weiß, was morgen kommt? Der Friede geht schwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden, und ist nicht immer gut, dabei Gevatter zu stehen. Wohl dem, der von weitem zuschauen kann, wie es manchmal drunter und drüber geht, und muß nicht dabei sein, wenn die langen Messer dreinhauen.« Sich also um den

Frieden zu bemühen, ist im Großen wie im Kleinen eine nicht ganz leichte Aufgabe, wie folgende Szene aus einem Gasthaus zeigt:

Das wohlfeile Mittagessen

Es ist ein altes Sprichwort: »Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darin.« – Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig forderte er ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse – für sein Geld. Der Wirt fragte ganz höflich ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? »O freilich ja!«, erwiderte der Gast, »wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld.«

Nachdem er sich alles hatte wohl schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: »Hier, Herr Wirt, ist mein Geld.« Der Wirt sagte: »Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Taler schuldig?« Der Gast erwiderte: »Ich habe für keinen Taler Speise von Euch verlangt, sondern für – mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld.«

Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. »Ihr seid ein durchtriebener Schalk«, erwiderte der Wirt, »und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzer-Stück dazu. Nur seid stille zur Sache und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso.« Das sagte er,

weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirt, aus Brotneid in Unfrieden lebte und einer dem andern jeglichen Törtchen und Schimpf gerne antat und erwiderte.

Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Türe, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: »Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen. Und eben der hat mich zu euch geschickt und kein anderer.«

So waren im Grunde Beide hintergangen – und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von Beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgesöhnt hätten.

Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Literatur:

Johann Peter Hebel, Zitate nach www.gutenberg.spiegel.de.

Bernhard Viel: Johann Peter Hebel oder das Glück der Vergänglichkeit, München 2010.

Uwe Hauser: Johann Peter Hebel, Vom Lesen und Verstehen des Lebens, Karlsruhe 2009.



Anschrift der Autorin:
Ulrike Müller, Theologin
Gemeinde an der Christuskirche
Westliche Karl-Friedrich-Str. 237
75172 Pforzheim
u-t-mueller@web.de